

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Wikileaks und die Folgen

Netz – Medien – Politik

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp
978-3-518-06170-1

SV

Sonderdruck
edition suhrkamp

Ein Plot wie aus einem Agententhiller: Ein undurchsichtiger Hackerkönig veröffentlicht Hunderttausende geheimer Dokumente und löst damit internationale Verwicklungen aus. Was noch vor wenigen Jahren ein unrealistisches Szenario gewesen wäre, läuft plötzlich in Echtzeit vor unseren Augen ab, die Affäre um Wikileaks und Julian Assange hält die Welt in Atem.

So unübersichtlich und verwirrend wie die Lawine aus Dokumenten sind die Hintergründe und Folgen von Wikileaks: Was sind die Motive von Julian Assange? Geht es ihm um demokratische Transparenz? Oder um die »kryptoanarchistische« Weltrevolution? Wer soll all die Akten und Depeschen auswerten? Und: Welche Folgen hat die Affäre für die Politik? Erleben wir das Ende der Geheimdiplomatie oder den Anfang einer viel geheimeren Diplomatie?

Die Autoren versuchen in ausführlichen Hintergrundanalysen und Kommentaren, aus unterschiedlichen Blickwinkeln Schneisen ins diskursive Durcheinander zu schlagen, noch während hier möglicherweise Geschichte gemacht wird. Mit Beiträgen von: Dirk Baecker, Mercedes Bunz, Wolfgang Ischinger, John C. Kornblum, Jaron Lanier, Geert Lovink und Patrice Riemens, Christoph Möllers, Volker Perthes, Rahul Sagar, Felix Stalder und anderen.

Wikileaks
und die Folgen
Netz – Medien – Politik

Suhrkamp

Redaktion: Heinrich Geiselberger

edition suhrkamp

Sonderdruck

Erste Auflage 2011

© dieser Zusammenstellung

Suhrkamp Verlag Berlin 2011

Originalausgabe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Photographie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Drucknachweise am Ende des Bandes

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Umschlagabbildung: © Wikileaks

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-06170-1

1 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

Inhalt

I. Hintergründe

Raffi Khatchadourian: Keine Geheimnisse. Julian Assanges Mission der totalen Transparenz. Porträt eines Getriebenen	11
Niklas Hofmann: Der Gegenverschwörer	47
Detlef Borchers: Die Wurzeln von Wikileaks	55

II. Wikileaks und das Netz

Jaron Lanier: Nur Maschinen brauchen keine Geheimnisse	69
Geert Lovink/Patrice Riemens: Zwölf Thesen zu Wikileaks	84
Felix Stalder: Wikileaks und die neue Ökologie der Nachrichtenmedien	96

III. Wikileaks und die Medien

Michael Hanfeld: »Wir halten kritische Distanz«. Ein Gespräch mit den <i>Spiegel</i> -Chefredakteuren Georg Mascolo und Mathias Müller von Blumencron	111
Simon Rogers: Wikileaks und der investigative Datenjournalismus. Wie wir beim <i>Guardian</i> mit den Wikileaks-Dateien umgehen	118
Michael Moorstedt: Der Skandal im Datenhaufen. Ein Selbstversuch	128
Mercedes Bunz: Das offene Geheimnis: Zur Politik der Wahrheit im Datenjournalismus.....	134

IV. Wikileaks und die Diplomatie

Wolfgang Ischinger: Das Wikileaks-Paradox: Weniger Transparenz, mehr Geheimdiplomatie	155
Volker Perthes: Wikileaks und warum Diskretion in der Außen- und Sicherheitspolitik wichtig ist	164

John C. Kornblum: Wikileaks und die Ära des radikalen Wandels	175
---	-----

V. Wikileaks und die Demokratie

Christoph Möllers: Zur Dialektik der Aufklärung der Politik	193
Rahul Sagar: Das mißbrauchte Staatsgeheimnis. Wikileaks und die Demokratie	201
Dirk Baecker: Falscher Alarm	224
Über die Autorin und die Autoren	235
Dank	237
Nachweise	238

»Daß es so verführerisch ist, sich zurückzuziehen auf engstirnige Arroganz, vorgefertigte Meinungen und undurchlässige Filter – die ›moralische Klarheit« der Unmündigen also –, ist Teil der Misere. Die Alternative besteht darin, sich den riesigen Mengen hochentropischer Informationen, der Mehrdeutigkeit, den Konflikten und dem permanenten Wandel unserer Zeit zu stellen, immer wieder aufs neue Felder der eigenen Ignoranz zu entdecken. Kurz: zu versuchen, informiert zu sein und die Gegenwart lesen zu können; es auszuhalten, sich dabei fast immer blöd vorzukommen; und einsehen zu müssen, daß man dringend Hilfe braucht.«

David Foster Wallace

»Es gibt das gewußte Wissen und das gewußte Nichtwissen. Und dann gibt es Dinge, von denen wir nicht einmal wissen, daß wir sie nicht wissen.«

Donald Rumsfeld

I. Hintergründe

Raffi Khatchadourian

Keine Geheimnisse

Julian Assanges Mission der totalen Transparenz.

Porträt eines Getriebenen

Das kleine, weiße, hundert Jahre alte Haus in der Grettisgata-Straße in Reykjavík liegt nur wenige Straßen vom Nordatlantik entfernt. Selbst im Frühling können die wechselhaften Nordwinde plötzlich Schnee und Eis in die Stadt bringen, und wenn es wieder einmal soweit ist, senkt sich eine ganz eigene Stille über sie. So auch am Morgen des 30. März 2010, als ein hochgewachsener australischer Mann namens Julian Paul Assange mit grauen Augen und einem Wust silbern-weißen Haars auf dem Kopf vor der Tür stand, um das Haus zu mieten. Assange, in einen grauen Schneeanzug eingemummt, war von einer kleinen Entourage umgeben. »Wir sind Journalisten«, erzählte er dem Hauseigentümer. Kurz zuvor war der Eyjafjallajökull ausgebrochen. »Wir sind hier, um über den Vulkan zu schreiben.« Nachdem der Vermieter gegangen war, zog Assange rasch die Vorhänge zu, die von nun an Tag und Nacht geschlossen bleiben mußten. Das Haus sollte ihm als Einsatzzentrale dienen; einige nannten es den »Bunker«. In einem karg ausgestatteten Wohnzimmer mit weißen Wänden wurde ein halbes Dutzend Rechner installiert. Isländische Aktivisten trafen ein und begannen, mehr oder weniger unter Assanges Regie, rund um die Uhr zu arbeiten. Sie saßen an Projekt B – Assanges Codewort für ein 38minütiges Video, das 2007 im Irak von der Bordkamera eines Apache-Hubschraubers aufgenommen worden war. Das Video zeigte Soldaten bei der Tötung von wenigstens 18 Menschen, unter denen sich zwei Mitarbeiter der Nachrichtenagentur Reuters befanden, und sollte später zu einer ausgedehnten Kontroverse führen. In diesem frühen Stadium aber war es ein streng gehütetes Geheimnis.

Assange ist so etwas wie ein internationaler Schieber. Mit seinen Mitarbeitern sammelt er Dokumente und Bilder, die Regierungen und andere Institutionen als vertraulich betrachten, und veröffentlicht sie auf wikileaks.org. Seit sie im Oktober 2006 ins Netz gestellt wurde, hat die Website eine umfangreiche Sammlung geheimen Materials veröffentlicht, das von den Richtlinien für Camp Delta in Guantánamo Bay über die »Climategate«-E-Mails aus der Universität von East Anglia in England bis hin zu Nachrichten von Sarah Palins privatem Yahoo-Nutzerkonto reicht. Diese Liste ist um so bemerkenswerter, als Wikileaks eigentlich gar keine richtige Organisation ist; man beschreibt es besser als einen Medienaufstand. Es gibt keine festangestellten Mitarbeiter, keine Kopierer, keine Schreibtische, kein Büro. Nicht einmal ein Zuhause hat Assange. Er reist von Land zu Land und kommt bei Unterstützern oder Freunden von Freunden unter – einmal sagte er zu mir: »Dieser Tage lebe ich auf Flughäfen.« Er ist die wichtigste Triebfeder der Gruppe, und man kann getrost sagen, daß Wikileaks sich immer genau dort befindet, wo er sich gerade aufhält. Zugleich helfen Hunderte von Freiwilligen auf der ganzen Welt dabei, die komplizierte Infrastruktur der Website aufrechtzuerhalten; viele von ihnen leisten einen kleinen Beitrag, während sich drei bis fünf Personen der Plattform mit ihrer vollen Arbeitskraft widmen. Die Schlüsselfiguren sind nur unter Initialen bekannt – M. etwa –, und das selbst in den innersten Zirkeln von Wikileaks, in denen mittels verschlüsselter Onlinechatdienste kommuniziert wird. Diese Geheimniskrämerei rührt von der Überzeugung her, daß eine aufs Massenpublikum zielende Aufklärungsoperation ohne nennenswerte Ressourcen, deren Ziel es ist, Informationen publik zu machen, die mächtige Institutionen nicht veröffentlicht sehen wollen, ernstzunehmende Gegner auf den Plan rufen wird.

Island war ein naheliegender Ort, um an Projekt B zu arbeiten. Vor zwei Jahren hatte Assange hier bereits – in Zu-

sammenarbeit mit einer Reihe von Politikern und Aktivisten – einen beispiellos weitreichenden Gesetzesentwurf zur Meinungsfreiheit ausgearbeitet, und einige der damaligen Unterstützer hatten sich bereit erklärt, ihm unter völliger Geheimhaltung bei der Arbeit an dem Video zu helfen. Bei diesem handelte es sich um ein eindringliches Werk, eine anschauliche Darbietung der Zweideutigkeiten und Grausamkeiten moderner Kriegführung, von deren Veröffentlichung sich Assange eine weltweite Debatte über die Konflikte in Irak und Afghanistan erhoffte. Er hatte vor, die Aufnahmen am 5. April, einem vermutlich nachrichtenarmen Ostermontag, vor Journalisten im National Press Club in Washington bekanntzumachen. Um das zu schaffen, mußten er und die anderen Mitglieder der Wikileaks-Gemeinde das Originalvideo analysieren und einen Kurzfilm daraus schneiden, eine Standalone-Website bauen, um ihn abzuspielen, eine Medienkampagne in Gang bringen und eine Dokumentation des Filmmaterials vorbereiten – alles in weniger als einer Woche.

Assange wollte außerdem sicherstellen, daß das Video, sobald es einmal online sein würde, nicht mehr entfernt werden könnte. Wie er mir erzählte, hält Wikileaks sein Material auf mehr als zwanzig über die ganze Welt verstreuten Servern und unter Hunderten von Domainnamen vor. (Die Kosten werden durch Spenden finanziert; darüber hinaus betreiben einige unabhängige Sympathisanten zur Unterstützung auch sogenannte »Spiegelserver«.) Assange bezeichnet seine Internetpräsenz als »ein unzensurierbares System für die nicht zurückverfolgbare, massenhafte Weitergabe von Geheimdokumenten und deren öffentliche Analyse«. Ein Staat oder Konzern, der Inhalte von Wikileaks entfernen wollte, müßte praktisch das ganze Internet zerlegen. Obwohl die Website über hundert Klagedrohungen erhielt, wurde bislang (Stand Juni 2010, Anmerkung des Übersetzers) nicht ein Prozeß gegen sie angestrengt. Die Anwälte der britischen Bank Northern Rock drohten ihr ein Verfah-

ren an, nachdem Wikileaks einen peinlichen internen Vermerk veröffentlicht hatte, waren aber de facto auf die Rolle von Bittstellern beschränkt. Auch ein kenianischer Politiker kündigte Assange ein gerichtliches Nachspiel an, nachdem er einen vertraulichen Bericht öffentlich gemacht hatte, dem zufolge der frühere Präsident Daniel arap Moi und seine Bundesgenossen Dollarbeträge in Milliardenhöhe abgezweigt und außer Landes geschafft hatten. Ihre Arbeit in Kenia brachte der Organisation eine Auszeichnung von Amnesty International ein.

Normalerweise empfiehlt Assange prozeßfreudigen Gegnern, sich zum Teufel zu scheren. 2008 stellte Wikileaks vertrauliche Leitfäden von Scientology ins Netz, woraufhin die Anwälte der »Kirche« die Löschung der Dokumente verlangten. Assanges Reaktion bestand darin, weiteres internes Material von Scientology zu veröffentlichen und anzukündigen: »Wikileaks beugt sich rechtsmißbräuchlichen Forderungen von Scientology so wenig, wie es sich vergleichbaren Forderungen von Schweizer Banken, russischen Offshore-Stammzellzentren, früheren afrikanischen Kleptokraten oder dem Pentagon gebeugt hat.«

Wenn er sich im Netz äußert, was er vor allem auf Twitter tut, teilt Assange ohne zu zögern gegen mutmaßliche Feinde aus. Im Fernsehen hingegen, wo er in letzter Zeit häufiger zu sehen war, tritt er mit unheimlicher Gelassenheit auf. Mit seinem geisterhaft weißen Haar, fahlen Teint, kalten Blick und seiner hohen Stirn wirkt er im Schein der Studio Lampen mitunter wie ein spindeldürres Wesen vom anderen Stern, das auf der Erde gelandet ist, um der Menschheit eine verborgene Wahrheit zu überbringen. Verstärkt wird dieser Eindruck noch durch sein steifes Gebaren und eine Baritonstimme, die mit einer zurückhaltenden, langsamen und leisen Sprechweise einhergeht.

Privat ist Assange freilich oft so gedankenverloren wie energiegeladen. Er kann sich anfallartig konzentrieren, aber er ist auch der Typ, der vergißt, ein Flugticket zu reservieren,

oder vergißt, es zu bezahlen, nachdem er es reserviert hat, oder vergißt, zum Flughafen zu fahren, nachdem er es bezahlt hat. Die Menschen in seinem Umfeld scheinen sich um ihn kümmern zu wollen; sie stellen sicher, daß er da ist, wo er sein muß, und nicht sämtliche Anzihsachen im Trockner gelassen hat, bevor er wieder weiterzieht. In solchen Momenten wirkt er, als hätte er noch nie etwas von dem beträchtlichen Einfluß gehört, über den er mittlerweile verfügt.

An einem kleinen Holztisch im »Bunker« sitzend, machte Assange einen erschöpften Eindruck. Seine schlaksige Gestalt war über zwei Computer gebeugt, von denen einer online, der andere aber, weil er Unmengen militärischer Verschlusssachen enthielt, vom Netz getrennt war – im Spionagejargon nennt man dies einen *air gap*. Assange macht sich nicht weniger Sorgen über die Schwachstellen von Computern als ein Spezialist für Internetsicherheit und trifft regelmäßig Vorsichtsmaßnahmen, um potentielle Lauscher zu enttäuschen. In der Wikileaks-Gemeinde herrscht eine gewisse Paranoia. Assange berichtete mir, wie er Fremde fortscheuchte, die versuchten, ihn zu Observationszwecken zu fotografieren. Im März 2010 veröffentlichte er einen als geheim eingestuften Bericht des Spionageabwehrdienstes der US-Armee von 2008, dem zufolge Wikileaks eine potentielle Gefahr für die Armee darstellt. Das Papier enthielt auch Überlegungen, wie man Regierungsmitarbeiter davon abhalten könne, der Website Dokumente zuzuspielen. Assange betrachtete den Bericht als Kriegserklärung und stellte ihn ins Netz. Auf dem Weg zu einer Konferenz, die vor der Unternehmung im Bunker stattfand, beschlich Assange das Gefühl, verfolgt zu werden. Seine Ängste begannen, ansteckend zu wirken. »Ich reiste nach Schweden, wo ich bei einer Frau unterkam, einer Redakteurin für Außenpolitik bei einer dortigen Zeitung, und sie wurde so paranoid bei der Vorstellung, die CIA wäre hinter mit her, daß sie aus dem Haus ging und mich mir selbst überließ«, erzählte er.

Gegenüber von Assange saß Rop Gonggrijp, ein nie-

derländischer Aktivist, Hacker und Geschäftsmann. Gonggrijp – dünn und mit sich eindeutig lichtendem Haar sowie einer leisen Stimme – kennt Assange seit mehreren Jahren gut. Dessen panische Verlautbarungen über eine vermeintliche Überwachung waren ihm aufgefallen, und er hatte beschlossen, daß seine Hilfe gefragt war. »Julian kann mit unglaublich wenig Schlaf und verdammt viel Chaos umgehen, aber auch er hat seine Grenzen, und ich sah, daß er sich überforderte«, berichtete mir Gonggrijp. »Also beschloß ich, vorbeizukommen und die Dinge wieder in ruhigere Bahnen zu lenken.« Gonggrijp wurde zum inoffiziellen Manager und Kassenwart von Projekt B, zu dessen Finanzierung er rund 10 000 Euro vorschob. Er sorgte dafür, daß sich alle an den Zeitplan hielten, daß es Vorräte in der Küche gab und der Bunker aufgeräumt war.

Gegen drei Uhr nachmittags schneite eine isländische Parlamentsabgeordnete namens Birgitta Jónsdóttir herein. Jónsdóttir, eine Frau in den Vierzigern mit einem Pony und langen braunen Haaren, trug einen kurzen schwarzen Rock und ein schwarzes, mit Totenköpfen bedrucktes T-Shirt. Sie zog ein Wikileaks-T-Shirt aus der Tasche und warf es Assange zu. »Für Sie«, sagte sie. »Sie müssen mal was Frisches anziehen.« Er legte das T-Shirt auf den Stuhl neben sich und fuhr mit seiner Arbeit fort.

Jónsdóttir saß seit rund einem Jahr im Parlament, verstand sich aber eher als Lyrikerin, Künstlerin, Autorin und Aktivistin mit im wesentlichen anarchistischen Ansichten. »Genaugenommen war ich arbeitslos, bevor ich diesen Job bekam«, erzählte sie. »Als wir zum ersten Mal ins Parlament einzogen, waren die Mitarbeiter dort hoch nervös: ›Das sind nun die Leute, die gegen das Parlament protestiert hatten, die für die Revolution waren‹ – und plötzlich waren wir drin. Keiner von uns hatte es darauf abgesehen, Politiker zu werden. Wir haben eine Liste von Aufgaben, und sobald die abgearbeitet ist, sind wir wieder draußen.«

Während sie ihren Rechner auspackte, fragte sie Assange,

wie er die Arbeit an Projekt B aufteilen wolle. Bald sollten weitere isländische Aktivisten eintreffen; am Ende waren es ein halbes Dutzend, die an dem Projekt mitwirkten, und etwa noch einmal so viele Helfer in anderen Ländern. Assange wies darauf hin, jemand müsse Google kontaktieren, um sicherzustellen, daß der Film auf Youtube hochgeladen werden konnte.

»Um sicherzustellen, daß sie ihn nicht herunternehmen, wenn man ihnen Druck macht?« fragte sie nach.

»Youtube hat eine Richtlinie, in der von grundloser Gewalt die Rede ist«, erwiderte Assange. »In unserem Fall ist die Gewalt nicht grundlos, aber sie haben ja trotzdem schon Sachen von der Seite gelöscht. Es ist zu wichtig, als daß uns hier jemand in die Quere kommen dürfte.«

»Und was könnte M. tun?« fragte Jónsdóttir. Assange, in seine Arbeit versunken, gab keine Antwort.

Seine Besorgnis über eine mögliche Überwachung war nicht ganz abgeklungen. Am 26. März hatte er eine Rundmail mit dem Betreff »Etwas ist faul im Staate Island« herumgeschickt, in der er berichtete, wie ein isländischer Wikileaks-Helfer, ein Teenager, mehr als 20 Stunden von der örtlichen Polizei festgehalten worden war. Der freiwillige Helfer war verhaftet worden, als er in die Fabrik einzubrechen versucht hatte, in der sein Vater arbeitete – »die Gründe, warum er da reinwollte, sind nicht absolut legitim«, verriet Assange mir –, und er gab an, im Polizeigewahrsam über Projekt B befragt worden zu sein. Assange behauptete, man habe dem Jungen »versteckt aufgenommene Fotos von mir vor dem Reykjaviker Restaurant ›Icelandic Fish & Chips‹ gezeigt«, wo in einem privaten Hinterzimmer eine Besprechung des Wikileaks-Teams stattgefunden hatte.

Zentrale Aspekte der Aussage des Helfers bestritt die Polizei jedoch, und Assange versuchte, mehr herauszufinden. Er bekam einen Anruf und legte nach einigen Minuten wieder auf. »Unser junger Freund hat mit einem der Polizisten geredet«, berichtete er. »Ich war gerade dabei, mehr zu er-

fahren, als meinem Akku der Saft ausging.« Er lächelte und warf einen argwöhnischen Blick auf sein Handy.

»Wir sind alle paranoide Schizophrene«, merkte Jónsdóttir an. Sie deutete auf Assange, der immer noch in seinem Schneoverall dasaß. »Kucken Sie mal, wie der angezogen ist.«

Gonggrijp stand auf, ging zum Fenster und spähte zwischen den Vorhängen nach draußen.

»Bekommen wir Besuch?« fragte Jónsdóttir.

»Nur der Kamerawagen«, witzelte er mit ausdruckslosem Gesicht. »Der Gehirnwäschewagen.«

Gegen sechs Uhr abends erhob sich Assange vom Tisch, ein Laufwerk mit Projekt B in der Hand. Das Video – Auszüge der Mitschnitte der Apache-Bordkamera – zeigt Soldaten bei einem Einsatz in Ostbagdad kurz nach Beginn der amerikanischen Surge-Offensive im Jahr 2007. Unter Verweis auf den *Freedom of Information Act*, das amerikanische Gesetz zur Informationsfreiheit, hatte die Nachrichtenagentur Reuters drei Jahre lang vergeblich versucht, die Aufzeichnungen von der Armee zu bekommen. Assange weigerte sich, seine Quelle zu nennen, und sagte nur, die betreffende Person sei unglücklich über diesen Angriff. Wikileaks brauchte drei Monate, um die digital verschlüsselten Aufnahmen zu dekodieren. Assange, der ein außergewöhnlich begabter Kryptograph ist, nannte die Entschlüsselung der Datei »mäßig schwierig«.

Wir versammelten uns rund um einen Computer, um den Film anzuschauen. In körnigem Schwarzweiß sehen wir die Crew des Apache vom Achten Kavallerieregiment, der zusammen mit einem weiteren Helikopter über Bagdad kreist. Eine Weitwinkelaufnahme bringt die Kuppel einer Moschee ins Fadenkreuz. Wir sehen ein Gewirr von Gebäuden, Palmen und verwaisten Straßen. Wir hören Rauschen, Funksignale und abgehackte Fetzen taktischer Kommunikation. Zwei Soldaten sind mitten in einem Gespräch; die ersten Worte der Aufnahme lauten: »Okay, ich hab's.« Assange

drückte auf Pause und sagte: »In diesem Video werdet ihr sehen, wie eine Reihe von Menschen getötet werden.« Das Filmmaterial, erklärte er, gliedere sich im wesentlichen in drei Phasen. »In der ersten Phase seht ihr einen Angriff, der auf einem Fehler beruht, aber zweifellos einem äußerst fahrlässigen Fehler. Beim Angriff im zweiten Teil handelt es sich nach dem Verständnis eines Normalmenschen eindeutig um Mord. Und im dritten Teil werdet ihr Zeugen der Tötung unschuldiger Zivilisten, während die Soldaten es eigentlich auf ein legitimes Ziel abgesehen haben.«

Die erste Phase läßt einen frösteln, nicht zuletzt, weil das Kauderwelsch der Soldaten jenseits jeglicher zivilen Sprache angesiedelt ist. »Verdammt, sobald wir über ihnen sind, eröffne das Feuer«, sagt einer von ihnen. Die Besatzung des Apache stößt auf rund ein Dutzend Männer, die ungefähr einen Block von den amerikanischen Truppen entfernt eine Straße entlanggehen, und meldet, fünf oder sechs von ihnen seien mit »AK-47s« (wie das im Deutschen als Kalaschnikow bekannte Sturmgewehr im Englischen genannt wird; A. d. Ü.) bewaffnet. Als der Hubschrauber in Schußposition manövriert, sieht die Besatzung einen der Reuters-Journalisten, die sich in der Gruppe befinden, und verwechselt eine Kamera mit langem Objektiv mit einer Panzerfaust (im Video ist von einer »RPG« die Rede, kurz für »rocket propelled grenade«, A. d. Ü.). 25 Sekunden lang schießt die Hubschrauberbesatzung auf die Männer und tötet sie fast alle auf der Stelle.

Kurz darauf beginnt Phase zwei. Während der Hubschrauber über der Szene des Blutbads kreist, bemerkt die Besatzung einen Verletzten, der über die Straße kriecht. Der Mann scheint unbewaffnet. »Alles, was du tun mußt, ist eine Waffe aufzuheben«, sagt ein Soldat im Apache. Plötzlich kommt ein Kleinbus ins Bild gefahren; drei unbewaffnete Männer eilen herbei, um dem Verwundeten zu helfen. »Wir sehen Personen, die sich dem Schauplatz nähern, sieht so aus, als wollten sie womöglich, äh, Leichen und Waffen ein-

sammeln«, wird aus dem Apache gemeldet, obwohl die Männer offenkundig einem Überlebenden helfen und keine Waffen einsammeln. Der Helikopter feuert und tötet die Männer sowie die Person, die sie zu bergen versuchten; zudem werden zwei Kleinkinder auf dem Vordersitz des Vans verletzt.

In Phase drei funkt die Hubschrauberbesatzung an einen Kommandeur durch, daß mindestens sechs bewaffnete Männer einen Rohbau in dichtbesiedeltem Gebiet betreten hätten. Es ist bis heute nicht geklärt, ob einige der Bewaffneten nicht vielleicht von einem Scharmützel mit amerikanischen Truppen ganz in der Nähe zurückkehrten. Die Besatzung bittet um Erlaubnis, den Rohbau zu beschießen, der, wie sie sagt, unbewohnt zu sein scheint. »Wir könnten eine Rakete reinjagen«, schlägt einer der Männer vor, wofür sie rasch grünes Licht erhalten. Einige Augenblicke später betreten zwei unbewaffnete Menschen das Gebäude. Obwohl die Soldaten sie registrieren, wird der Angriff nicht abgebrochen; drei Hellfire-Raketen zerstören den Bau. Den Passanten in der Umgebung fliegt eine Schuttwolke um die Ohren.

Für Assange stellten sich diese Ereignisse in moralisch eindeutiger Weise dar. In Wirklichkeit jedoch erlaubte das Bildmaterial keine einfache rechtliche Bewertung. In den Monaten, bevor die Aufnahme entstanden war, hatte das vor Ort eingesetzte Bataillon des 16. Infanterieregiments mehr als 150 Angriffe und Explosionen von Straßenbomben mit 19 Verletzten und vier Todesopfern erlebt; früher an diesem Morgen war die Einheit mit Handfeuerwaffen beschossen worden. Die Soldaten im Hubschrauber sprachen nüchtern übers Töten und gefühllos über ihre Opfer; dennoch kann man den ersten Angriff auch als tragisches Mißverständnis sehen. Der Beschuß des Kleinbusses war fragwürdig – der Einsatz von Gewalt schien weder überlegt noch angemessen –, allerdings dürfen Soldaten Kombattanten erschießen, selbst wenn diese dabei sind, Verwundeten zu helfen, und man könnte argumentieren, daß die Hubschrauberbesat-